

Mutters Briefe: Bibelerzählung zu Joh 8, 3-11

Sie hatte sich lange davor gescheut, aber irgendwann musste es ja sein. Drei Wochen waren seit Mutters Beerdigung nun schon vergangen, und sie wollte es nicht länger aufschieben.

84 Jahre alt war Mutter geworden, und bis zum Schluss noch gut dabei, geistig wie körperlich. Der Vater starb schon vor einigen Jahren, und auch ihre zwei Schwestern hatte sie überlebt. Mutter galt in der Familie als der Fels in der Brandung, schon immer: Sie regelte alles, hatte auf alles ein Auge und überließ nichts dem Zufall. Ihr im Alter dann im Haushalt zu helfen, größere Besorgungen für sie zu machen, Geld- und Behördenangelegenheiten zu regeln, das war gar nicht so leicht. Es war Mutter nicht recht, andere in ihr Leben zu lassen, auch nicht die eigenen Kinder.

Umgekehrt war sie weniger sensibel: Wenn es in der Schulzeit darum ging, abends mal mit Freunden wegzugehen, oder der erste eigene Urlaub ohne die Eltern – was gab es da für Diskussionen! Überall witterte ihre Mutter Gefahren. „Ich pass schon auf mich auf!“ hatte die Tochter oft erwidert, aber keine Chance: Niemals durfte sie alleine losziehen, immer musste sie um Erlaubnis fragen. Und wehe, sie war Punkt 22 Uhr nicht wieder daheim: Dann gab es eine Standpauke, die sich gewaschen hatte. Noch heute läuft ihr ein Schauer über den Rücken, wenn sie daran zurückschaut.

Und nun stand sie da, ganz allein in Mutters kleiner Wohnung. Alles war noch an seinem Platz, das gemütliche Sofa, der teure, elektrisch verstellbare Fernsehsessel vom letzten Weihnachten, die Bücher in den Regalen. Hübsch eingerichtet war es, und wie immer sehr ordentlich. Nur dass jetzt ein wenig Staub auf den Möbeln lag. Sie musste lächeln - das hätte Mutter nicht gefallen! Doch das Lächeln verschwand gleich wieder:

Es geht schon los, dachte sie. Die Sachen verstauben. Ich, ihre Tochter, stehe in ihrer Wohnung und werde gleich anfangen, Kisten zu packen mit den Büchern, dem guten Geschirr. Alles, was zu Mutters Privatsphäre gehörte, das muss ich jetzt durchgehen, alles in die Hand nehmen und wegschaffen. Sie hatte kein gutes Gefühl dabei.

Ihr Bruder hatte seine Hilfe beim Packen angeboten, aber sie hatte dankend abgelehnt: Sein Verhältnis zur Mutter war noch schwieriger. Er gab ihr die Schuld daran, dass seine Beziehung gescheitert war. Ständig hatte Mutter reingeredet. Und dann die Schwierigkeiten beim Berufsstart: Lange hatte es gedauert, bis er endlich eine Stelle fand, hunderte Kilometer vom Elternhaus entfernt – was ihm wieder Kritik einbrachte. „Ich meine es doch nur gut mit Euch!“ hatte Mutter immer gesagt, „ich mache mir doch nur Sorgen!“ Aber sie machte es ihren Kindern nicht leicht, ein eigenes Leben aufzubauen. Doch das ist Vergangenheit, und die soll man ja ruhen lassen.

Los jetzt: Fast mechanisch wickelte sie nacheinander das Geschirr in Zeitungspapier, verstaute die Bücher und legte gut erhaltene Anziehsachen für die Kleiderspende zurecht. Schon bald glich die Wohnung einer kleinen Lagerhalle: Das Größte war geschafft, jetzt kam der Kleinkram an die Reihe. Da stand der schöne alte Schreibtisch: Der Vater hatte nie daran gesessen, er überließ den Papierkram immer der Mutter, wie vieles andere auch: Im Grunde war sie für alles zuständig, was nicht mit Vaters Beruf und seinem geliebten Fußball zu tun hatte.

Vorsichtig zog sie die große Schublade heraus: Alles wohlgeordnet, auch hier. Papier, Briefumschläge, Füllhalter. Ein Stapel Postkarten von ihren Freundinnen, ein Taschenkalender mit handschriftlichen Einträgen, Arzttermine usw. Und da, ganz hinten in der Schublade war noch etwas: Eine kleine Schachtel. Vielleicht mit Briefmarken oder Kleingeld? Sie hob den Deckel an: Nein, auch hier nur Briefe, schon leicht vergilbt, und einige ältere Fotos. Komisch, dass sie die nicht ins Album geklebt hat wie sonst auch!

Sie erkannte sich und ihren Bruder auf den Bildern, kleine Kinder damals noch. Hohe Berge waren zu sehen – das mussten Urlaubsaufnahmen von früher sein. Und hier, das Hotel im Hintergrund: Daran konnte sie sich dunkel erinnern. Ein Bild zeigt ihren Bruder zusammen mit dem Vater, ein anderes sie mit ihrer Mutter als junge Frau. Mit vollem schwarzen Haar, schlank und braungebrannt steht sie vor der Bergkulisse, lächelnd, ihr kleines Mädchen an der Hand.

Auf dem nächsten Foto war sie allein zu sehen, und wirklich – ihre Mutter war damals eine wahre Schönheit. Dann kam ein Foto mit einem Mann, den sie nicht kannte. Sie blätterte weiter. Wieder ihre Mutter, strahlend vor Glück, wieder ein Alpenpanorama, und dann wieder dieser Mann. Und wieder. Und noch einmal.

Drei, vier Bilder folgten, sie alle zeigten diesen groß gewachsenen, sportlichen Mann: Lachend, winkend, Späße machend. Wer war das? Sie überlegte, kam aber zu keinem Ergebnis.

Schulterzuckend legte sie die Fotos beiseite und nahm sich einen der Briefe vor. „Meine liebe Marianne“, lautete die Anrede. Marianne war der Name ihrer Mutter. „Meine liebe Marianne, ich denke noch oft an unsere wundervollen Stunden zu zweit und würde dich gerne wiedersehen“. Sie stockte, dann las sie rasch weiter: Das hier waren eindeutig keine Briefe von Mutters Freundinnen, nein, das waren Liebesbriefe, geschrieben von einem Fremden.

Ihre Hände fingen an zu zittern, als sie nach und nach die übrigen Briefe las. Der Ton wurde drängender, flehender, verzweifelter: Offenbar hatte ihre Mutter keinen dieser Briefe erwidert. Aber sie hatte jeden einzelnen aufgehoben wie einen kostbaren Schatz, über Jahre und Jahrzehnte verborgen in einer kleinen Schachtel hinten in der Schreibtischschublade. Dieser fremde Mann auf den Bildern, der ihr all diese Briefe geschrieben hatte, er war ihr nicht gleichgültig gewesen. Nein, ganz und gar nicht: Er war offenbar ihr Liebhaber, damals, als sie mit ihrer Familie Urlaub gemacht hatte!

Eine ganze Weile stand sie still da, während es in ihr zu kochen anfang: Ihre Mutter – sie, die immer so akkurat war, sie, die strenge Sittenwächterin, die nichts durchgehen ließ – sie, diese Frau, ihre Mutter, war doch tatsächlich fremdgegangen! Mit einem Ruck sprang sie auf und schleuderte die Briefe und Fotos wütend von sich: So stand es also! Ihre eigene Mutter - eine schamlose Ehebrecherin! „Betrogen...“ murmelte sie vor sich hin, „betrogen...“ Dann brach sie in Tränen aus.

Ob ihr Vater davon gewusst hatte? Die Tochter hatte keine Ahnung, und eigentlich war ihr das auch egal: Über 30 Jahre waren ihre Eltern verheiratet gewesen. Streit hatte es nur selten gegeben. Davor hatte sie großen Respekt, wie sie auch in moralischen Fragen eigentlich eher zurückhaltend war: Ein Fehltritt, ein Ausrutscher, ein schwacher Moment – wer kann davor schon sicher sein! Auch sie selbst hatte in ihrem Leben schon so manches erlebt, und nicht auf alles war sie stolz.

Es war nicht die lange zurückliegende Affäre, die sie erschütterte. Es war die falsche Fassade, die kaum drei Wochen nach Mutters Beerdigung in sich zusammenfiel. Immer diese Prinzipien! Immer diese eisernen Regeln, die keine Ausnahmen zuließen! Als Kind, als Jugendliche und selbst als junge Frau fühlte sie sich oft wie erdrückt davon. Jetzt kenne ich dich besser, dachte sie nun grimmig. Wenn das mein Bruder erfährt!

Es wurde ihr schwer ums Herz. Wie hatte der Pfarrer unter anderem am Grab gesagt? „Nimm an, was unvollendet geblieben ist“. Bei der Beerdigung konnte sie sich nichts darunter vorstellen – aber jetzt schon: Da war eine offene Rechnung ihrer Mutter, eine alte Schuld, ein lang verwahrtes, dunkles Geheimnis. Wie sollte sie damit umgehen?

Da war so viel Kummer in ihr: Sie hätte gerne eine unbeschwerte Jugend erlebt, frei von elterlichen Mahnungen. Sie hätte sich mit ihrem Bruder gefreut, wenn es damals geklappt hätte mit seiner Freundin. Aber der tiefste Kummer kam mit der Einsicht, dass sie und ihre Mutter nie ganz zueinander gefunden hatten:

Sie hatte ein Geheimnis mit sich geschleppt, ganz allein, bis an das Ende ihres Lebens. Und sie, ihre Tochter? Sie ahnte nichts davon, hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, ob ihre Mutter vielleicht mehr vom Leben wusste, mehr erwartet hatte, und ob sie wirklich all die Jahre glücklich war.

Sie ahnte, dass hinter der sorgenvollen Strenge ihrer Mutter wohl mehr gewesen war als kalte Prinzipienreiterei: Sie wollte ihre Tochter womöglich auch bewahren vor Fehlern, die ihr selbst unterlaufen waren, sie wollte ihr aus Liebe den selbst erlittenen Kummer und ein gebrochenes Herz ersparen. Die Mutter wollte sie einfach schützen, um jeden Preis – und vergaß darüber, dass diesen Preis auch andere zahlten.

Die Tochter kam ins Grübeln, ihr Zorn ließ nach. Sie fühlte sich auf einmal selber schuldig: Schuldig, die Spuren dieser Liebe nicht erkannt und nicht erwidert zu haben. Sie spürte, dass hier wohl vielen Menschen Leid und Unrecht geschehen war. Warum nur ist das so, dachte sie: Warum machen wir einander das Leben mitunter so unendlich schwer? Was gibt uns dazu das Recht?

Sie dachte an ihren Mann und ihre Kinder – und daran, wieviel ihr im Leben geschenkt worden war. Dafür war sie dankbar, und sie dachte an all die vielen Begebenheiten, wo eine Last von ihr genommen worden war: Wo ihr Chef einen verbockten Auftrag wieder zurückgeholt hatte, ohne dass die Kollegen davon erfuhren. Wo die Nachbarin sich um die Kinder kümmerte, als sie und ihr Mann es nicht rechtzeitig nach Hause schafften. Wo der Schwiegervater Ihnen ungefragt Geld gab, als der Umbau des Hauses teurer wurde als geplant.

Es steht alles so unvermittelt nebeneinander: Die Ungerechtigkeiten und Verletzungen, die unverdiente Unterstützung, alles Erreichte wie alle Fehler und Versäumnisse. Man kann so wenig ungeschehen machen, dachte sie: Alles gehört zu meinem Leben, zu dem meiner Mitmenschen. Jeder leidet ein Stück weit am anderen, jeder verdankt aber auch sein Glück ein Stück weit einem anderen. Die Rechnung löst niemand auf.

Sie sammelte die Briefe und Fotos wieder vom Boden: Das eine Bild, auf dem ihre Mutter so strahlte, das wollte sie behalten. Ein schöner Rahmen dafür würde sich bestimmt finden. Eine Weile noch betrachtete sie den übrigen Stapel, dann stopfte sie ihn schließlich in den Papiermüll, ganz tief hinein, dass nichts mehr herausschaute.

Es war spät geworden. Sie blickte sich noch einmal um, bevor sie ging: Friedlich erschien ihr jetzt die Wohnung, trotz aller Unordnung. Auch der Mutter hätte er wohl gefallen, dieser Frieden, dachte die Tochter: Ich hoffe, sie hat ihn endlich gefunden.